

Sinn und Grenzen sprachanalytischer Präzisierungen in der Philosophie

Von Kurt WUCHTERL (Schwäbisch Gmünd/Stuttgart)

Eine der auffälligsten Erscheinungen in der Entwicklung der neueren Philosophie ist der zunehmende Einfluß analytischer Denkmethoden. Die Zahl der Veröffentlichungen, welche sich mit analytischer Philosophie befassen – sei es in Form von Einführungen, Spezialanalysen oder Übersetzungen englischer Texte – wächst ständig an. Der Einfluß ist so stark, daß sich innerhalb der Philosophie eine allgemeine Polarisierung bemerkbar macht.

Auf der einen Seite stehen die Analytiker im weitesten Sinn; es sind die Wissenschaftstheoretiker, Sprachanalytiker, Semiotiker und Konstruktivisten¹, die man oft abfällig pauschal als Positivisten² oder neuerdings als Szientisten bezeichnet. Die Gegenseite bilden die Hermeneutiker im weitesten Sinn: hierzu zählen die Dialektiker aller Schattierungen, die Wissenssoziologen und Philosophen geisteswissenschaftlicher Provenienz³.

Dieses Faktum einer allgemeinen Polarisierung weist auf einen sehr weitgehenden Anspruch der analytischen Philosophie hin. Sie versteht sich nicht als eine Spezialdisziplin, die sich nur auf einen Teilbereich der philosophischen Reflexionen bezieht; sie ist auch nicht mit propädeutischen Funktionen zufrieden. Die analytische Philosophie beansprucht vielmehr, das Erbe der *gesamten* Philosophie zu verwalten. In der Tat: uralte philosophische Fragen, wie beispielsweise das Universalienproblem⁴ oder die Begründung ethischer Normen⁵, treten in völlig neuem Gewande wieder in das Bewußtsein der gegenwärtigen Philosophie und setzen so die uralte Denktradition fort.

Natürlich gibt es einige Extremisten⁶, welche die meisten Probleme weg-

¹ Einige wichtige Vertreter der genannten Richtungen: R. Carnap, W. Stegmüller, W. O. van Quine, K. Popper, – L. Wittgenstein, G. Ryle, J. Austin, – Ch. Peirce, D. Morris, – P. Lorenzen, K. Lorenz.

² Dieser Wortgebrauch hat sich insbesondere im Zusammenhang mit dem „Positivismusstreit in der deutschen Soziologie“ breit gemacht. Vgl. z. B.: Soziologische Texte 58 (Berlin 1969) hrsg. von Th. Adorno.

³ Hierher gehören Vertreter der Frankfurter Schule (Th. Adorno, J. Habermas) in gleichem Maße wie Anhänger des klassischen Idealismus (vgl. W. Schulz, Philosophie in einer veränderten Welt [1972]) oder Vertreter der existentialistischen Hermeneutik wie M. Heidegger und H. G. Gadamer.

⁴ Umfassende Diskussionen bei W. Stegmüller, Das Universalienproblem einst und jetzt, in: Archiv f. Phil. 6 (1956), und bei G. Küng, Ontologie und logistische Analyse der Sprache (Wien 1963).

⁵ Zum Beispiel verschiedene Beiträge aus der Erlanger Schule in: Zum normativen Fundament der Wissenschaft, hrsg. von F. Kambartel und J. Mittelstraß (1973), und P. Lorenzen/O. Schwemmer, Konstruktive Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie (1973).

⁶ Vgl. die Zusammenstellung bei E. v. Savigny, Die Philosophie der normalen Sprache (1969)

diskutieren wollen und so – um mit W. Schulz zu reden – „die Negation der Philosophie“⁷ betreiben. Aber hier handelt es sich um Einzelfälle, die vorzugsweise im Frühstadium der analytischen Philosophie sehr einflußreich waren. Die Grundtendenz jedoch zielt auf die Etablierung einer neuen *Philosophie*, welche die älteren Lehren als revisionsbedürftige Formen eben dieser Philosophie ablösen soll⁸.

Die folgenden Ausführungen über Sinn und Grenzen sprachanalytischer Präzisierungen gehen von diesem grundsätzlichen Anspruch aus. Es handelt sich also um die Analyse der Sprache, sofern diese für philosophische Fragestellungen relevant ist. Dies bedeutet gleichzeitig eine Abgrenzung gegenüber der traditionellen Sprachwissenschaft und der modernen Linguistik. Theorien der Grammatik beispielsweise sind nur soweit von Interesse, als sie etwa Beiträge zum Universalienproblem oder Grundsätzliches zum Verhältnis von Denken und Sprechen beisteuern⁹. Es kann dagegen nicht die Aufgabe der Philosophie sein, Grammatiksysteme zu beschreiben oder deren Regelsysteme zu entwerfen. Ähnliche Einschränkungen sind auch für die Semantik zu treffen.

Die gelegentlich vertretene Auffassung, philosophische Sprachanalyse sei gleichbedeutend mit dem Versuch, alle philosophischen Probleme von der Sprache her anzugehen, ist ebenfalls abzulehnen, weil sie zu weit ist. Es besteht ein Unterschied, ob Heidegger oder Gadamer von der Sprache her philosophische Fragen aufwerfen, oder ob Ryle oder Wittgenstein sich sprachphilosophischen Problemen zuwenden. Der Sinn philosophischer Aussagen leitet sich beispielsweise beim frühen Heidegger von einem fundamentalontologischen Ansatz her¹⁰. Bei Gadamer ordnen sich die Ausführungen über die Sprache in seine wirkungsgeschichtliche Gesamtkonzeption ein¹¹.

Und eben hier vollzog sich die Wende, die im Überschwang der ersten

357. Auch L. Wittgenstein wird gelegentlich hinzugezählt. Siehe dazu die folgende Fußnote über W. Schulz. Man muß dabei aber beachten, daß es sehr verschiedenartige Interpretationen der Spätphilosophie von Wittgenstein gibt, die z. T. zu anderen Ergebnissen kommen. Siehe z. B. die folgende Diskussion über das Buch von K. Lorenz, *Elemente der Sprachkritik* (1970).

⁷ So der Titel einer Wittgenstein-Abhandlung: Wittgenstein – Die Negation der Philosophie (1967). Nach Schulz behandelt Wittgenstein nicht nur die einzelnen philosophischen Fragen therapeutisch, sondern er hebt die Möglichkeit von Philosophie überhaupt auf.

⁸ Ein Beispiel stellt etwa die linguistische Philosophie Z. Vendlers dar, in der neben einer „Philosophie der Linguistik“ als Metatheorie der linguistischen Wissenschaft ausdrücklich eine Analyse der Apriori-Zusammenhänge gefordert wird. Vgl. „Die Linguistik und das a priori“, in: G. Grewendorf – G. Meggle, *Linguistik und Philosophie* (1974).

⁹ Typisch sind die Untersuchungen von B. L. Whorf, *Sprache, Denken, Wirklichkeit* (1963), oder die Beiträge N. Chomskys zur Frage eingeborener Ideen (vgl. „Cartesische Linguistik. Ein Kapitel aus der Geschichte des Rationalismus“ [1971]).

¹⁰ Vgl. z. B. die Behandlung des Sprachproblems in „*Sein und Zeit*“, § 34. „Daß jetzt erst Sprache zum Thema wird, soll anzeigen, daß dieses Phänomen in der existenzialen Verfassung der Erschlossenheit des Daseins seine Wurzeln hat.“ Oder am Schluß des Paragraphen: „Die vorliegende Interpretation der Sprache sollte lediglich den ontologischen ‚Ort‘ für dieses Phänomen innerhalb der Seinsverfassung des Daseins aufzeigen . . .“

¹¹ Bei Gadamer fungiert „Sprache als Horizont einer hermeneutischen Ontologie“ (Wahrheit und Methode [1965] 415).

Veröffentlichungen als „philosophische Revolution“¹² oder als „kopernikanische Wende“ hingestellt wurde: Nach sprachanalytischer Auffassung muß erst der *Sinn* philosophischer Aussagen durch Sprachanalyse geklärt sein, ehe in einer Fundamentalontologie vom Sein und vom Nichts die Rede sein kann, die dann ihrerseits Sprachlichkeit erst definieren. Ebenso ermöglicht im Falle Gadamers erst eine sinnkritische Fundierung den Aufbau einer wirkungsgeschichtlichen Hermeneutik. Sinnkritische Sprachanalyse wird so zur *notwendigen* Bedingung philosophischer Reflexion überhaupt.

In diesen *abgrenzenden Vorbemerkungen* steckt schon eine erste Antwort auf die Frage, welchen Sinn sprachanalytische Präzisierungen in der Philosophie haben können. Diese Andeutungen sollen nun durch genauere Ausführungen ersetzt werden.

Üblicherweise unterscheidet man in der sprachanalytischen Philosophie zwei Richtungen, die *formalsprachliche* und die *normalsprachliche*¹³. Die *formalsprachliche Richtung* geht auf Ideen Freges und Russells zurück und hat sich über neopositivistische Formen des „Wiener Kreises“ zu einer formalen Wissenschaftstheorie entwickelt. Die Probleme einer Wissenschaftstheorie, d. h. einer Metatheorie der etablierten Wissenschaften, gehören selbstverständlich zur Philosophie. Denn Wissenschaft zu betreiben, ist eine so wichtige menschliche Tätigkeit, daß ihre Reflexion schon immer Philosophen beschäftigt hat. Trotzdem soll dieser Komplex in unseren Ausführungen nicht weiter zur Sprache kommen. – Der formalsprachliche Ansatz liefert jedoch nicht nur einen Beitrag zur Metatheorie der Wissenschaften. Als Fortführung der Leibnizschen Idee einer *Mathesis universalis* und als Idealsprachkonstruktion im Sinne des Wittgensteinschen Traktats erhebt er einen für die Philosophie konstitutiven Anspruch. Aus diesem Grunde werden wir im folgenden auch formalsprachliche Argumente einbeziehen.

Die *Normalsprachphilosophie* auf der anderen Seite geht auf methodische Ansätze Moores, Ryles und auf Ideen des späteren Wittgenstein¹⁴ zurück. Parallel zur Entwicklung dieser Philosophie vollzieht sich ein Aufschwung der linguistischen Forschung¹⁵, die ihre Impulse nicht zuletzt von den therapeutischen Ambitionen zahlreicher „philosophischer Selbstmörder“ erhält, die sich verpflichtet fühlen, ihre philosophische Existenz durch Rektifizierung des Sprachgebrauchs zu unterhöhlen.

Zur Untersuchung dieser Fehlinterpretationen soll nun die *zentrale These* vorbereitet werden.

¹² So der Titel von Aufsatzsammlungen von G. Ryle (London 1957) und von A. J. Ayer (London 1956).

¹³ Vgl. die Terminologie bei E. v. Savigny a. a. O.

¹⁴ G. E. Moores Untersuchungen sind v. a. für ethische Fragestellungen relevant, vgl. besonders seine „*Principia Ethica*“ (dt. Stuttgart 1970). G. Ryle hat bereits vor der allgemeinen Verbreitung der Wittgensteinschen Spätphilosophie (Philosophische Untersuchungen [1953]) gewisse therapeutische Ansätze vorweggenommen; vgl. „Der Begriff des Geistes“ (London 1949).

¹⁵ Vor allem die Theorie der generativen Grammatik (N. Chomsky), der generativen Semantik (J. A. Fodor – J. J. Katz) und der natürlichen Logik (G. Lakoff) sind hier zu erwähnen.

Der Sinn philosophischer Sprachanalyse kann es nicht sein, metatheoretische Marginalien zu institutionalisieren und perfektionierten Wissenschaften zu liefern, welche von den Wissenschaftlern infolge deren Selbstbewußtsein kaum zur Kenntnis genommen werden; ebensowenig kann es auf der anderen Seite Sinn der philosophischen Sprachanalyse sein, den Sprachwissenschaftlern mehr oder wenige dilettantische Hilfen zum korrekten Verständnis der Alltagssprache zu liefern und sich insbesondere durch das Wegdiskutieren uralter philosophischer Probleme Meriten zu erwerben. Beide Fehlinterpretationen sind nur deshalb wirksam geworden, weil die verderbliche Alternative „Entweder Formalsprachphilosophie oder Normalsprachphilosophie“ zugrundegelegt wurde.

Die *These* selbst, die neben diesen negativen Feststellungen auch zwei positive Aussagen enthält, lautet:

Sowohl Formalsprachphilosophie als auch Normalsprachphilosophie sind als isolierte philosophische Unternehmungen zum Scheitern verurteilt. Normalsprachphilosophische Ansätze können nur dann philosophisch relevant werden, wenn sie

1. Elemente der formalsprachphilosophischen Intentionen in Form von sprachlichen *Rekonstruktionen* in ihre Betrachtungen einbeziehen; und
2. wenn solche Ansätze philosophisch – und das heißt genauer: *phänomenologisch* – gerechtfertigt werden können.

Zunächst zur Erläuterung und zur Begründung des ersten Teils der These: Sowohl Formalsprachphilosophie als auch Normalsprachphilosophie sind als isolierte Unternehmungen zum Scheitern verurteilt.

Die Geschichte der analytischen Philosophie ist reich an interessanten philosophischen Biographien. Wie z. B. der wissenschaftliche Lebensweg Carnaps¹⁶ informative Aufschlüsse über entscheidende Stadien in der Entwicklung der Wissenschaftstheorie liefert, so stellt für unsere Problematik der philosophische Lebensweg Wittgensteins einen hilfreichen Leitfaden zum Selbstverständnis der analytischen Sprachphilosophie dar. Es handelt sich um die folgenden drei biographischen Tatsachen.

1. Der junge Wittgenstein schreibt den Traktat, der zum Manifest der Formalsprachtheoretiker wird. Nach dem Abschluß des Traktats, der mit den berühmten Sätzen über die Selbstaufhebung der Abhandlung endet, entsagt er der Philosophie¹⁷.

2. Es dauert nicht sehr lange, und er erliegt wieder der philosophischen Versuchung: Ein Jahrzehnt nach dem Traktat vollzieht er die Wende zur

¹⁶ Eine gute Übersicht über die einzelnen Stadien der Entwicklung findet man bei W. Stegmüller, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie (3¹⁹⁶⁹) Kapitel IX–X.

¹⁷ 6.54 „Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)“ 7. „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.““

Normalsprachphilosophie, in welcher die revidierte Traktat-Konzeption als *eine* Möglichkeit eines Sprachspiels interpretiert wird¹⁸.

3. Die posthum veröffentlichten „Philosophischen Untersuchungen“ werden zur Heiligen Schrift der Oxford-Philosophen. In ihnen spricht zwar Wittgenstein von Therapie, aber es ist nicht mehr die Rede von der totalen Selbstaufhebung der Philosophie¹⁹.

Obwohl das Selbstverständnis Wittgensteins für unsere Überlegungen nicht ausschlaggebend sein kann, liefern die soeben skizzierten biographischen Elemente immerhin Aufschluß über die Einschätzung der Sprachanalyse durch Wittgenstein selbst. Man könnte die Quintessenz in folgenden *Hilfsthesen* formulieren.

1. Wer den formalsprachphilosophischen Aspekt übertreibt, verfängt sich in Widersprüchen, die jegliches philosophische Unternehmen ad absurdum führen.

2. Unter bestimmten Einschränkungen ist die formale Behandlung der Sprache und damit die Annahme einer formalen Logik in der Sprache durchaus sinnvoll. Die formale Behandlung stellt allerdings nur *eine* von vielen Möglichkeiten dar, philosophisch sinnvoll zu argumentieren.

3. Normalsprachphilosophie führt keineswegs zur Selbstaufhebung der Philosophie, weder in der Form einer therapeutischen Analysis, noch in einer Art Transformation in fachspezifische Linguistik. Sondern der Normalsprachphilosoph kann durchaus Beiträge zur Philosophie liefern, für die weder der Logiker noch der Linguist kompetent ist.

Diese Behauptungen lassen sich auch völlig *unabhängig von Wittgensteins* philosophischen Erfahrungen begründen. Dies soll nun geschehen.

1. Es dürfte in der kontinentalen Tradition nicht schwer fallen, zu enge formalsprachliche Theorien als philosophisch naiv zu durchschauen. Die transzendente Fragestellung macht vor formalen Systemen nicht halt²⁰. Jede Idealsprachkonstruktion tendiert ja auf die Wiedergabe einer wohlbekannten und nicht in Frage gestellten Wirklichkeit, die sich aus fachwissenschaftlichen und alltäglichen Einsichten aufbaut. Mit der naiven Annahme solch einer Basis fällt man aber in die vorkritische Zeit zurück.

Doch selbst wenn man in der Frage nach der Bedingung der Möglichkeit keinen rechten Sinn findet, weil sie vielleicht vom postulierten Sinnkriterium nicht erfaßt wird, tritt das Problem auf, *welche* der zahlreichen möglichen formalen Systeme als Leitfaden für die Konstruktion einer wissenschaftlichen Philosophie verwendet werden sollen. Als formale Systeme sind sie alle gleichwertig.

Darüber hinaus verfängt sich eine uneingeschränkte Abbildung natürlicher

¹⁸ Materialien zur Entwicklung findet man v. a. in den Waismannschen Aufzeichnungen, Wittgenstein Schriften Bd. 3 (1967); zur Beurteilung des Traktats siehe z. B. PU § 7, 18, 19, 81, 97/98, 107, 291.

¹⁹ Zur Therapeutik-Interpretation siehe z. B. PU § 38, 132, 182, 194, 254/55, 309, 402.

²⁰ Vgl. z. B. L. Eley, Metakritik der formalen Logik (Den Haag 1969).

Sprachen auf hinreichend ausdrucksreiche formale Sprachen sehr schnell in Widersprüche. Die nicht wegzudiskutierende Reflexivität der natürlichen Sprache, die sich im Formalsystem als Aufgliederung in Objekt- und Metasprache manifestiert, widerspricht der eindimensionalen Struktur des strengen Formalismus, in dem bekanntlich die Gödelsätze gelten²¹. Mit dem bloßen Aufweis solcher metatheoretischer Sachverhalte ist ja das philosophische Begründungsproblem keineswegs aus der Welt geschafft.

2. Auch die zweite Behauptung, nämlich daß die formale Behandlung der Sprache in beschränktem Maße sinnvoll ist, läßt sich hinreichend belegen. Frege zählt eine Vielzahl von Vorteilen auf, welche formale Hilfsmittel bei der Sprachbetrachtung haben²². Patzig behauptet sogar, daß die natürliche Sprache in all den Fällen der Logik bedarf, wo sie reine Darstellungsfunktionen in Wissenschaft und Philosophie übernimmt²³. Hier wird der Formalismus zum allgemeinen Organon. Daß dieses formale Werkzeug zumindest bei bestimmten Fragestellungen geeignet ist, Klarheit zu schaffen, ist allgemein anerkannt:

Beispielsweise haben zahlreiche Untersuchungen des Wiener Kreises und der logischen Empiristen (insbes. Carnaps) die Präzisierung der Wissenschaftssprachen vorangetrieben. Dabei wurde manch ein Problem, z. B. das der Wahrscheinlichkeitstheorie oder der Theorie der Induktion, einer Lösung nähergebracht. Man denke etwa an die neueren Darstellungen der Wissenschaftstheorie durch Stegmüller und Kutschera²⁴. Umstritten bleibt in diesem Zusammenhang allerdings die Frage, ob es sich wirklich um *philosophische* Themen handelt. Ganz verneinen läßt sich der Anspruch sicher nicht, will man nicht einem Denker wie Hume oder Mill den Titel eines Philosophen ganz absprechen.

An dieser Stelle ist ein *Exkurs* über den auffälligen Wandel in der *Einschätzung der Präzision* angebracht. Für Russell – wie für manch einen modernen Aufklärer – war die Präzision geradezu von ethischer Dignität. Leid und Unglück, die nicht durch Naturkatastrophen bedingt sind, wurden von Russell auf unpräzise Gedankengänge zurückgeführt, weil der Mangel an Klarheit zahlreiche ideologisch verfestigte Fehlformen erzeuge. War daher für Russell die gedankliche Klarheit, die sich zunächst durchaus auf Bereiche außerhalb der Philosophie beziehen konnte, notwendige Bedingung für eine bessere Welt, so wird heute dieser Gedankengang geradezu auf den Kopf gestellt: Man betrachtet eben diese Klarheit als einen Wegbereiter von solchen Ideologien, die Ursache allen Leids sein sollen. Eßler referiert diesen Standpunkt etwas

²¹ Die Problematik einer Formalisierung der Reflexivität hat ausführlich G. Frey, *Sprache, Ausdruck des Bewußtseins* (1965) aufgezeigt.

²² Vgl. G. Frege, *Über die wissenschaftliche Berechtigung einer Begriffsschrift*, in: *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* N. F. 81 (1882).

²³ *Sprache und Logik* (1970) 26.

²⁴ Vgl. W. Stegmüller, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, 4 Bde. (1974), und F. v. Kutschera, *Wissenschaftstheorie*, 2 Bde. (1972).

überspitzt auf folgende Weise: „Begriffliche Unklarheiten und Mehrdeutigkeiten haben einen emanzipatorischen Effekt, während Exaktheit bei Analysen und Beweisführungen im Interesse der Ausbeuter liegen, da durch sie bewirkt wird, daß nicht über die Voraussetzungen unseres wissenschaftlichen Forschens reflektiert wird.“²⁵ Daß man exakt denken und trotzdem Reflexionen über die Grundlagen der Wissenschaft anstellen kann, scheint hier deshalb nicht erkannt zu werden, weil man ja die Logik großzügig außer Kraft gesetzt hat.

An dieser Stelle ist auch P. Feyerabend zu erwähnen, der in letzter Zeit oft als Kronzeuge gegen die Wissenschaftstheorie auftritt²⁶. Sein Methoden-Anarchismus läßt zwar keine einseitige Festlegung auf neomarxistische Interpretationen zu, er polemisiert aber mit gleicher Vehemenz gegen präzise Gedankenführungen. Auch Feyerabend glaubt, daß beispielsweise die Fragen der Semantik wichtige Voraussetzungen für wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt sind. Aber er plädiert ausdrücklich für Schlamperei in der Semantik und nicht etwa für eine präzise generative Theorie. Streicht man allerdings die zahlreichen provozierenden Formulierungen und intellektuellen Gags weg, durch die er bekannt wurde, so bleibt nicht viel mehr übrig als ein extremer Methoden-Pluralismus, der auf Beweglichkeit und Ideenreichtum schwört, aber wenig Verbindliches über die sog. „anarchistische Theorie der Erkenntnis“ zu sagen weiß, die einen in sich widersprüchlichen Begriff darstellt.

3. Während die beiden ersten Thesen relativ einfach gerechtfertigt werden konnten, bedarf es im Fall von These 3 einer ausführlicheren Untersuchung. Behauptet wurde, daß der Normalsprachphilosoph durchaus Beiträge zur Philosophie liefern kann, für die weder der Logiker noch der Linguist kompetent ist.

Die These richtet sich gegen zwei Interpretationen der Normalsprachphilosophie, die als sog. Oxford Schule bzw. als Cambridge Schule bekannt geworden sind. Wittgenstein hat wiederholt darauf hingewiesen, daß gewisse philosophische Probleme durch sprachliche Mißverständnisse entstehen. Durchschaut man die Sprachspielvermengungen, so verschwinden in solchen Fällen die Streitfragen²⁷. Ähnlich argumentiert Ryle, der von Kategorienverwechslungen spricht²⁸.

Dieser Gesichtspunkt wird nun in der *Cambridge-Schule* zum Prinzip der Analytischen Philosophie erhoben. Die analytischen Präzisierungen bei Wisdom z. B. haben danach einzig und allein den Sinn, den Menschen in die heile Welt der Alltagssprache zurückzuführen und damit die Philosophie therapeutisch aufzuheben²⁹. Es wird also so getan, als ob *alle* philosophischen Pro-

²⁵ Analytische Philosophie (1972) 13.

²⁶ Vgl. Against Method, in: Minn. Studies f. the Phil. of Science 4 (1970).

²⁷ Vgl. die oben angegebenen Stellen aus den PU.

²⁸ Zum Beispiel in: Der Begriff des Geistes (dt. 1969) 14, 99, 204, 226, 279.

²⁹ Other Minds (Oxford 1956).

bleme durch Sprachspiel- oder Kategorienverwechslung erklärt werden könnten.

Die *Oxford-Schule* auf der anderen Seite versucht, dieser verhängnisvollen Selbstaufhebung der Philosophie zu entgehen, indem man der Philosophie eine spezifische Weise, sprachanalytische Unterscheidungen durchzuführen, reserviert. Damit kommt man den Wittgensteinschen Absichten sicherlich näher. Wenn dann aber ein so bekannter Vertreter wie Austin in seinem „Plädoyer für Entschuldigungen“³⁰ zur Rechtfertigung seiner Einsichten einen Rekurs auf ein ausführliches Wörterbuch vorschlägt, dann verwischt er die Grenze zwischen empirischer Sprachwissenschaft und Philosophie. Die Berufung auf das Wörterbuch geschieht bei Austin durch den Hinweis auf die durch Generationen angehäuften Erfahrungen bezüglich bestimmter Wortverwendungen. Aber wenn analytische Philosophie allein in der Beschreibung von Wortverwendungen besteht, dann *dient* die Sprachwissenschaft nicht der Philosophie, sondern sie fällt mit dieser zusammen.

Damit gibt man den Stimmen recht, welche diese Philosophie ganz durch Linguistik ersetzen wollen und in der analytischen Sprachphilosophie nur eine falschverstandene, von Dilettanten betriebene Linguistik sehen. Prominentester Vertreter dieser Auffassung ist bekanntlich J. J. Katz³¹. So wie einst im Neopositivismus die Naturwissenschaften die Philosophie überflüssig machten, so übernimmt im Sprachpositivismus die Linguistik die Funktionen der Philosophie.

Einen wichtigen Beitrag zur Überwindung dieses Dilemmas hat *K. Lorenz* in seinen „Elementen der Sprachkritik“³² herausgearbeitet. Danach geht es Wittgenstein eigentlich gar nicht vorwiegend um die Beschreibung des allgemeinen faktischen Sprachgebrauchs, sondern um die normative Einführung von Wörtern in bestimmten Situationen. Sprachspiele sollen nicht nur von der *Verwendung*, sondern vor allem von der *Einführung* sprachlicher Ausdrücke Rechenschaft ablegen. In einer etwas gewaltsamen Umdeutung wird bei Lorenz die gesamte Spätphilosophie Wittgensteins als eine allgemeine Theorie einer nicht hintergehbaren Prädikation verstanden. Man wird wohl vorsichtiger sagen müssen, daß von Wittgenstein neben solchen normativen Zielen auch noch therapeutische und linguistische Absichten verfolgt wurden; sonst wären zahlreiche Behauptungen Wittgensteins in den „Philosophischen Untersuchungen“ völlig unverständlich.

Das entscheidende Verdienst von Lorenz ist zweifellos die Einsicht in die *Bedeutung der sprachlichen Rekonstruktionen* für diese analytische Philosophie. In der Erlanger Schule wird seit den metamathematischen Untersuchungen *P. Lorenzens* das konstruktivistische Programm einer Rekonstruktion wissenschaftlichen und philosophischen Sprechens verkündet und in verschiedenen Ansätzen zu verwirklichen gesucht. Man denke hier an die verschiedenen Proto-

³⁰ Deutsch in: Linguistik und Philosophie, hrsg. von G. Grewendorf/G. Meggle (1974) 45.

³¹ Vgl. die verschiedenen Beiträge in Grewendorf/Meggle.

³² Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zum Dogmatismus und Skeptizismus in der Analytischen Philosophie (1970).

theorien und an die orthosprachlichen Konstruktionen. Es handelt sich beispielsweise um Lorenzens Protologik, die in neueren Untersuchungen als dialogische Logik interpretiert wird³³. P. Janichs Protophysik³⁴ gehört ebenso hierher wie die Ausführungen über Wissenschaftssprachen von K. Lorenz in seinen „Elementen der Sprachkritik“ oder Oswald Schwemmers Rekonstruktion ethischen Argumentierens.

Faßt man – wie gesagt – Wittgensteins Beschreibungen von Sprachspielen nicht nur als Beschreibungen von korrekten Verwendungsweisen der Wörter auf, die dann deren Bedeutung ausmachen, sondern vor allem als konstitutive Einführungen von sprachlichen Ausdrücken innerhalb einer allgemeinen Philosophie, so sieht man die enge Verwandtschaft von philosophisch relevanten Sprachspielen und konstruktiven Sprachrekonstruktionen. Ausgehend von einem vorläufigen Sich-schon-Verstehen, soll dieses vage Funktionieren der Kommunikation durch expliziten Konsens abgesichert werden. Analytische Präzision hat also nicht den Sinn, durch Aufweis, wie richtig gesprochen werden soll, die empirische Linguistik zu ersetzen, sondern die ins Bewußtsein erhobenen Unterscheidungen im Wortgebrauch sollen ein differenziertes Wirklichkeitsverständnis überhaupt erst erzeugen.

Geht es beispielsweise um das Problem der Freiheit, so existiert schon immer ein vages Vorverständnis, was mit diesem Wort gemeint ist. Eine Aufzählung von Verwendungsweisen dieses Worts kann sich aber nicht auf ein sakrosanktes Korpus berufen, wie Austin suggeriert. Jeder Autor eines Wörterbuchs oder Semantik-Systems wird vor der Frage stehen, ob gewisse metaphysische Verwendungsweisen mit in das Korpus aufgenommen werden sollen oder ob man sich auf die Umgangssprache beschränken will. Wir haben es also dort gar nicht mit einem deskriptiven, sondern mit einem normativen Problem zu tun. Die philosophische Aufgabe besteht gerade darin, die problematischen Verwendungsweisen durch Konsens soweit zu normieren, daß sie als neue Regeln praktikabel werden. Wenn sich jeder Einigungsversuch im Dunst unverbindlichen Geredes auflöst, wird man mit Recht die therapeutische Methode heranziehen und von einem sprachlichen Irrtum reden. Der Versuch kann aber auch positiv enden und beispielsweise Freiheit als „*Einsicht in die Notwendigkeit*“ vorschlagen. Es ist durchaus denkbar, daß eine solche Verwendungsweise dem allgemeinen Sprachgebrauch widerspricht, also auch im Lexikon nicht auffindbar ist; die philosophische Leistung besteht eben gerade in der Einsicht in einen über die Alltagsdimension hinausgehenden Aspekt. Voraussetzung ist jedoch, daß diese Verwendungsweise als nachvollziehbare Regel rekonstruiert werden kann und nicht als Ersatz für Schlagwörter dient.

Im positiven Fall muß also das vage Vorverständnis durch explizite Rekonstruktion der Unterscheidungen zum methodisch abgesicherten wissenschaftlichen und philosophischen Verständnis erhoben werden. Für das ent-

³³ P. Lorenzen, Einführung in die operative Logik und Mathematik (1955). Ferner: Metamathematik (1962) und: Konstruktive Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie (1973).

³⁴ Die Protophysik der Zeit (1969).

sprechende Sprachspiel muß ein allgemeines Regelsystem entwickelt werden können.

Das schwierige Verhältnis von Vorverständnis, das Kommunikation ermöglicht, und explizitem, nachgeliefertem Regelsystem, kann man anhand von *Hare's Tanz-Analogie*³⁵ illustrieren. So wie man u. U. Tanzen kann, ohne die einzelnen Regeln für die Tanzschritte explizit angeben zu können, so kann durch umfangreichen Kontext und wiederholte Rückkoppelung ein Sprachspiel funktionieren, ohne daß man sich dessen Regeln bewußt ist. Die Kenntnis der Regeln ist jedoch eine notwendige Voraussetzung für eine Theorie der Tanzhandlungen, ferner für eine fachgerechte Einführung in das Tanzen und schließlich für eine individuelle Weiterentwicklung gewisser Tanzfiguren. Wenn Philosophie in gleicher Weise die Reflexionen über Sprache umfaßt, so müssen die unmittelbaren Sprachhandlungen bei einem differenzierteren Wirklichkeitsverständnis explizit durch rekonstruierte Sprachregeln ersetzt werden. Es ist naheliegend, ein solches explizites Regelsystem *hermeneutische Logik* zu nennen, weil hier das unmittelbare Sichverstehen auf formale Regelzusammenhänge zurückgeführt wird. Sprachanalytische Untersuchungen sind demnach nur dann sinnvoll, wenn sie durch eine hermeneutische Logik in diesem Sinn ergänzt werden.

Dieser Zusammenhang soll mit Hilfe eines weiteren Beispiels aus der Ethik veranschaulicht werden. Frankena bringt am Anfang seiner Einführung in die Analytische Ethik³⁶ die berühmte Kriton-Stelle, in welcher Sokrates seine Unterwerfung unter das Todesurteil rechtfertigt. Er demonstriert an diesem Beispiel den *Sinn analytischer Präzisierungen in der Ethik*. Seine Überlegungen zielen zunächst in zwei Richtungen:

Einmal geht es um die logische Konsistenz der Argumentation nach Angabe der Prämissen. Damit verbunden ist eine Explikation der Prämissen, eventuell ein Aufweis von Lücken und damit eine Ergänzung von Voraussetzungen. (In unserem Beispiel lassen sich etwa die Prämissen angeben: „Man darf niemals Unrecht tun“ oder „Wer sich eines rechtens ergangenen Urteil entzieht, zerrüttet den Staat“ u. a.) Diese Prämissen-Analyse kann zugleich dazu dienen, die Reichweite der deontischen Logik zu demonstrieren, die ja derselben Tradition entstammt wie die Sprachanalyse selbst. (Übrigens zeigt sich, daß Sokrates in der erwähnten Kriton-Stelle durchaus logisch korrekt geschlossen hat.)

Ein zweites Ziel solcher metaethischen Untersuchungen besteht in der kategorialen Klärung der Prämissen. Denn für die Argumentation ist es wesentlich, ob die Prämissen Normsätze, Werturteile oder reine Deskriptionen sind. Es hat wenig Sinn, eine Prämisse abzulehnen, wenn sie eine *wahre* Deskription darstellt. Andererseits kann der Aufweis *falscher* Deskriptionen schon viel zur Klärung inhaltlicher ethischer Argumente beisteuern.

³⁵ R. M. Hare, Philosophische Entdeckungen, in: Grewendorf/Meggle, 140 ff.

³⁶ Analytische Ethik. Eine Einführung (dt. 1972) 17.

Trotz dieser beiden Aufgaben der Metaethik, die nicht zu gering geachtet werden sollten, werden sich die meisten Ethiker damit nicht zufrieden geben. Denn bei logisch korrekten Argumentationen mit wahren Deskriptionen konzentriert sich alles Interesse auf die Anerkennung von bestimmten Normsätzen und Werturteilen. Ist man von der Möglichkeit einer normativen Ethik als philosophischer Disziplin überzeugt, so kann die Diskussion nicht beim dezisionistischen Aufweis der normativen Elemente *enden*, sondern hier *beginnt* erst die eigentliche ethische Reflexion. Die Aufstellung neuer Prämissen und logischer Deduktionen aus diesen Prämissen verschiebt das Problem nur.

Als Grundaufgabe ergibt sich vielmehr die Lösung der Frage, wie man überhaupt rational über Normsätze und Werturteile reden kann. Eben diese Aufgabe versucht O. Schwemmer in seiner Rekonstruktion ethischen Argumentierens zu lösen³⁷. Dabei geht er ganz allgemein von der Konfliktsituation aus, zu deren Beseitigung normative Sätze herangezogen werden. Es braucht hier nicht auf die Einzelheiten der Rekonstruktion der Termini eingegangen zu werden, die in der Reihenfolge Handlung – Begehren – Zweck/Mittel – Vorschlag – Beschluß – Beratung durchgeführt wird. Am Ende steht jedenfalls ein Vorschlag für die Verwendung des Terminus „vernünftige Beratung“ bei Normsätzen³⁸.

Ohne daß wir hier die Frage beantworten können, ob Schwemmers Rekonstruktionsversuch erfolgreich ist, sieht man deutlich, wie metaethische Präzisierungen nur sinnvoll sind, wenn sie durch Rekonstruktionen ergänzt werden, welche die Regeln des ethischen Kommunikationsprozesses explizieren. Das schließt nicht aus, daß solche Rekonstruktionen prinzipiell scheitern können. Es ist ja nicht damit getan, wie Habermas eine kommunikative Kompetenz zu unterstellen³⁹. J. Habermas postuliert in ihr die allgemeine Fähigkeit eines idealen Sprechens, jegliches Argumentationsfeld durch Regeln zu beherrschen. In dieser Annahme kommt nur der Optimismus zum Vorschein, der a priori glaubt, jedes philosophische Problem durch repressionsfreie Gespräche auflösen zu können. Aber Habermas verfällt damit einer *petitio principii*: der universelle Anspruch der Sprachanalytik kann nicht dadurch gerechtfertigt werden, daß man ihr universelles Vermögen im Vorgriff fordert. Es ist durchaus denkbar, daß sich gewisse seit alters her zur Philosophie gezählte Problemkreise hartnäckig einer Rekonstruktion entziehen. *Ob* das der Fall ist und *welche* Bereiche das sind, läßt sich nur im Anschluß an zahlreiche Rekonstruktionsversuche erkennen.

In diesem Zusammenhang wird man die Frage nach Kriterien zur Entscheidung über das Gelingen und Mißlingen von Rekonstruktionsversuchen

³⁷ Vgl. „Grundlagen einer normativen Ethik“, in: Zum normativen Fundament der Wissenschaften, hrsg. von F. Kambartel/J. Mittelstraß (1973).

³⁸ A. a. O. 167.

³⁹ Vgl. „Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik“, in: Hermeneutik und Ideologiekritik, mit Beiträgen von K. O. Apel u. a. (1973).

aufwerfen. Da solche Kriterien wieder sprachlich sein müßten und so einer Metatheorie bedürften, die wieder zu begründen wäre, kann hier nur eine pragmatische Antwort sinnvoll sein. Ob eine Rekonstruktion gelingt, das zeigt sich im Handeln. Dabei ist zu beachten, daß Rekonstruktionen nur relativ zu bestimmten Dialogpartnern sinnvoll sind. Wenn ein Verstehen der Festlegungen mit weiteren Partnern mißlingt, eben weil die allen Menschen eigene Kompetenz doch mehr ein frommer Wunsch als eine vorfindbare Eigenschaft ist, dann wird man einen Rekonstruktionsversuch als gescheitert ansehen müssen. Liegt dagegen der angestrebte Fall vor, daß kein Einwand gelingt, so ist der Begründungsprozeß zwar faktisch abgeschlossen, aber das philosophische Begründungsbedürfnis ist noch keineswegs befriedigt. Sollen nämlich faktisch nicht widerlegte Versuche prinzipiell nicht widerlegbar sein, so bedarf es eines mitgedachten Prinzips, das als transzendentaler Grund fungiert. Wie schon erwähnt, kann dieses Prinzip nicht objektsprachlich formuliert werden. Um dem unendlichen Regreß in Metasprachen zu entgehen, bedarf es einer andersartigen Basis.

Damit sind wir an eine wesentliche *Grenze* aller Sprachanalyse gelangt. Sprachanalytische Präzisierungen, die erst durch Rekonstruktionen der normativen Sprachregelungen von empirischen Beschreibungen faktischen Sprachverhaltens unterschieden werden können, müssen durch ein nicht-sprachliches Fundament ergänzt werden, wenn die fraglos hingenommenen Präzisierungen nicht einen zufälligen, sondern einen *notwendigen* Konsens ausdrücken sollen. So wird deutlich, was mit der eingangs formulierten These gemeint war. Dort hieß es u. a. „Normalsprachliche Ansätze können nur dann philosophisch relevant werden, wenn sie

1. Elemente der formalsprachlichen Intentionen in Form von sprachlichen Rekonstruktionen in ihre Betrachtung einbeziehen; und
2. wenn solche Ansätze philosophisch – und das heißt genauer: phänomenologisch – gerechtfertigt werden können.

Zur Verdeutlichung, inwiefern hier von einer *phänomenologischen* Rechtfertigung gesprochen werden kann, sei nochmals an ein Beispiel erinnert, wo eine Rekonstruktion gelungen zu sein scheint.

P. Janich u. a. haben die der Physik zugrundeliegende Maßtheorie in dem Sinne rekonstruiert, daß ein System idealer Forderungen expiziert wurde, über welche man sich verständigen kann und muß, wenn man in der Physik mitreden will. Natürlich gibt es Menschen, welche dieses Sprachspiel der Protophysik nicht mitvollziehen. Wer aber in irgendeiner Form Messungen reflektiert, wird auf diese Forderungen als transzendente Voraussetzungen stoßen.

In die Protophysik sind auch die Grundbegriffe der Geometrie eingebettet. Ebenen werden einerseits durch Homogenitätsprinzipien definiert, andererseits denkt man sich aber Handlungsvorschriften hinzu, durch welche die Ebenen approximativ hergestellt werden können. Gewisse Schleifprozesse mit drei Körpern ermöglichen die Herstellung von beliebig ebenen Körpern.

Vergleicht man diese Einführung des geometrischen Grundbegriffs „Ebene“

mit der formalen Einführung des Ebenenbegriffes z. B. bei Hilbert⁴⁰, so wird der Unterschied deutlich. Hilbert geht von drei Kategorien von Objekten aus, die in bestimmten Relationen zueinanderstehen. Eine Objektskategorie kann als „Ebene“ interpretiert werden. Die Ebene ist dann durch die axiomatisch festgelegten Eigenschaften „implizit definiert“. Hilbert glaubt, damit das Problem der letzten Definitionsbasis gelöst zu haben. Der voraussetzungslose Anfang aller Wissenschaft wäre damit ohne phänomenologische Hilfsbegriffe und ohne undefinierte pragmatische oder evidente Voraussetzungen gefunden.

Diese Theorie der impliziten Definitionen, die in der mathematischen Didaktik der Schul- und Universitätspraxis immer wieder als Erklärung angeboten wird, wurde schon von G. Frege und neuerdings von F. Kambartel kritisiert. Kambartel schreibt: „Was Hilberts übertriebenen Anspruch und die nebelhaftwunderbare Vorstellung der ‚impliziten‘ Begriffsbestimmungen ermöglichte, war allerdings nur *ein logischer Irrtum*. Dieser bestand darin, die Definition einer, mit Frege gesprochen, Relation *zweiter* Stufe mit der vorgeblichen gemeinsamen und gegenseitigen Definition mehrerer Begriffe und Relationen *erster* Stufe, die damit eben nicht verbunden ist, zu verwechseln.“⁴¹

Die konstruktivistische Einführung des Ebenenbegriffes ist dagegen durch ein Regelsystem rekonstruierbar. Die Regeln enthalten einerseits Anweisungen zum Schleifprozeß, andererseits drücken sie die Idealisierungsintentionen sprachlich, d. h. durch Substitutionsregeln, aus. Im Nachvollzug des Sprachspiels zeigt sich das „Phänomen“ des Ebenen.

Auch die weiteren Begriffe wie „Gerade“ oder „Punkt“ werden nun rein operativ durch Schnittaufgaben eingeführt. In der Realisierung der Regelvorschriften zeigt sich das Phänomen des Geraden und Punkthaften.

Die so konstruierten Symbole können nun zum weiteren Aufbau der Geometrie verwendet werden. Um den Anschluß an die wissenschaftliche Praxis zu gewinnen, sind dabei zwei Probleme zu lösen, die aber hier nicht mehr weiter verfolgt werden können: eine Rekonstruktion beispielsweise des Hilbertschen euklidischen Axiomensystems und⁴² eine Diskussion der Prinzipien, die nicht-euklidische Geometrien ermöglichen⁴³.

Unsere Überlegungen zeigen: Die Strukturen der Prototheorie fungieren als notwendige Bedingungen der Möglichkeit sinnvollen Sprechens über geometrische Objekte und damit als Begründung der Geometrie.

Da man eine philosophische Disziplin *Phänomenologie* nennt, wenn sie Reflexionen über die Bedingungen wissenschaftlichen und alltäglichen Sprechens

⁴⁰ Grundlagen der Geometrie (1968).

⁴¹ Erfahrung und Struktur. Bausteine einer Kritik des Empirismus und Formalismus (1968) 168.

⁴² Von P. Lorenzen u. a. sind Versuche in diese Richtung unternommen worden. Vgl. Lorenzen, Methodisches Denken (1968) 138.

⁴³ Vgl. z. B. die Auseinandersetzung J. Klüvers mit H. Dingler in: Operationalismus. Kritik und Geschichte einer Philosophie der exakten Wissenschaften (1971) 175 ff.

durchführt und eben diese Bedingungen aus den sich zeigenden Phänomenen der Lebenswelt herleitet, könnte man auch den sprachanalytischen Konstruktivismus unter den Titel einer Phänomenologie stellen. Weil die Bedingungen jedoch durch sprachlich vermittelte Operationen realisiert werden, sollte man die hier gemeinte Phänomenologie als eine *operative* Phänomenologie von der *transzendentalen* Phänomenologie Husserls und von der *eidetischen* Phänomenologie eines Scheler unterscheiden.

Die Einbeziehung der Phänomenologie in die Diskussion um die Rechtfertigung analytischer Methoden ist nicht neu. Gewisse Ansätze in diese Richtung findet man bereits bei Wittgenstein⁴⁴. In einer ähnlichen Bedeutung spricht auch J. L. Austin von einer linguistischen Phänomenologie⁴⁵. Der Phänomenologie im hier angedeuteten Sinne am nächsten kommen die Vorstellungen einiger Konstruktivisten der Erlanger Schule⁴⁶. Seit den Untersuchungen van Peursens findet man immer wieder Gegenüberstellungen von Phänomenologen und Analytikern⁴⁷. Dabei beschränkt man sich häufig auf die Aneinanderreihung gewisser gemeinsamer Momente und auf die darauf folgende Aufzählung der wesentlichen Differenzen. So wenig Sinn ein solches Verfahren bei extrem verschiedenen Ausgangspositionen haben kann, so problematisch ist die Aufhängung der Gegenüberstellung an *einem* Grundproblem. E. Tugendhat beispielsweise analysiert in „Phänomenologie und Sprachanalyse“⁴⁸ den Husserlschen Gegenstandsbegriff und glaubt mit dessen Einseitigkeiten die gesamte Phänomenologie ad absurdum geführt zu haben. Es ist aber denkbar, daß die Grundabsicht der Phänomenologie durchaus legitim bleibt, auch wenn sie deren Verwirklichung mit untauglichen Mitteln verfolgt hat. Eben dies behauptet die operative Phänomenologie: Die Grundabsicht der Phänomenologie, nämlich die Erkenntnis auf ein allen Menschen einsichtiges gemeinsames Fundament aufzubauen, kann in der analytischen Philosophie nur erreicht werden, wenn sie in ihrer Sprachlichkeit operativ abgesichert wird. An die Stelle von Intentional-Analysen treten Rekonstruktionen und die Einheit des Intentional-Objekts muß durch die Einheit eines akzeptierten Regelsystems ersetzt werden.

Die mit dieser Bemerkung angedeutete operative Rehabilitierung der Phänomenologie durch einen sprachanalytischen Konstruktivismus kann als sprachlich interpretierte Fortführung gewisser metaphysischer Spekulationen aufgefaßt werden. Zu denken ist hier insbesondere an Ausführungen von *Cusanus* und *Vico*. Beide haben sich mit dem ontologischen Status mathematischer bzw. naturwissenschaftlicher und historischer Objekte auseinandergesetzt.

⁴⁴ Vgl. K. Wuchterl, Wittgenstein und die Idee einer operativen Phänomenologie, in: Zeitschrift für Philosophische Forschung 25 (1971).

⁴⁵ Vgl. „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“, in: Grewendorf/Meggel 40.

⁴⁶ Vgl. z. B. W. Kamlahs Rede von der „Wiederkehr des Gleichen“, in: Logische Propädeutik (1967) 53.

⁴⁷ Siehe v. a. „Phänomenologie und analytische Philosophie“ (1969).

⁴⁸ in: Hermeneutik und Dialektik, Bd. II., hrsg. von R. Bubner u. a. (1970).

Bekanntlich ist Cusanus der erste bedeutende Mathematiker des ausgehenden Mittelalters, der sich dem allgewaltigen Einfluß des Platonismus in der Mathematik durch die Entwicklung operativer Gedanken entgegenstellt⁴⁹. Für Cusanus ist der Mathematiker nicht *Entdecker* ewiger Idealstrukturen, die unabhängig vom menschlichen Tun existieren, sondern er ist Schöpfer der mathematischen Objekte, „alter deus“, ein zweiter Gott; „denn so wie Gott der Schöpfer dessen ist, was wirklich ist, und der naturgegebenen Formen, so ist der Mensch der Schöpfer dessen, was begrifflich ist, und der Kunstformen, die nichts anderes sind als die Abbilder seiner Vernunft, gerade so wie Gottes Schöpfung Abbild ist der göttlichen Vernunft“⁵⁰.

Zwei Momente sind in Cusanus' Argumentation zu beachten: Einmal die Einsicht, daß die Mathematik als Konstruktion Schöpfung des Menschen ist. Zum anderen werden nicht beliebige Phantasiegebilde und Chimären erdichtet, sondern Strukturen, die im Einklang stehen mit der allgemeinen Vernunftstruktur des Menschen und mit einem geordneten Kosmos überhaupt. Diese ontologische Bindung macht es verständlich, wieso menschliche Erfindungen noch Realitätsbezug haben können. Die Bedingungen der Konstruktion sind für Cusanus durch die Schöpfungsordnung vorgegeben.

Dieser theologische Hintergrund löst sich aber schon bei Vico auf. In seiner Übertragung der These des Cusaners auf die historischen Wissenschaften und in seiner Kritik der Galileischen Naturwissenschaft argumentiert er rein immanent. Weil wir die Geschichte gemacht haben, können wir sie verstehen. Nur was vom Menschen geschaffen wurde, kann sinnvolles Objekt einer Hermeneutik werden. Das erkannte Geschaffene ist kein Phantasieobjekt, sondern handfeste Wirklichkeit, menschliches Handlungsfeld in Geschichte und Gemeinschaft.

Diese Ansätze bei Cusanus und Vico können nun *sprachlich* interpretiert werden. Auch sprachliche Rekonstruktionen einer hermeneutischen Logik sind menschliche Schöpfungen, den „Kunstformen“ des erwähnten Zitats vergleichbar. Deshalb ermöglichen sie eine aus bloßen Meinungen herausgehobene Einsicht. Weil aber die Schöpfungen als Rekonstruktionen verstanden werden, sind sie immer schon in ein Feld des alltäglichen Vorverständnisses eingebettet, gewissermaßen „Abbilder der menschlichen Vernunft“, die sich in der Sprache zeigen, um nochmals auf das Zitat von Cusanus zurückzukommen. Rekonstruktionen geschehen immer innerhalb einer bestimmten Lebensform, welche den pragmatischen Rahmen der Möglichkeiten absteckt.

Solche Schöpfungen unterscheiden sich wesentlich von irgendwelchen Idealstrukturen möglicher Welten. Die Rekonstruktionen erfolgen daher in Übereinstimmung mit der Grundstruktur der Lebensformen; sie beschreiben deren Strukturen und lassen sich so zugleich als phänomenologische Deskrip-

⁴⁹ Übrigens wäre es interessant zu prüfen, ob der späte Platon nicht auch schon operative Elemente in seine Metaphysik eingeführt hat und daher die in der mathematischen Grundlagenforschung übliche Typisierung bezüglich des Platonismus überhaupt haltbar ist.

⁵⁰ De Beryllo, Philosophische Bibliothek Bd. 217, S. 70, zitiert nach Klüver 40/41.

tionen auffassen. Soweit die Erläuterungen zum eingeführten Phänomenbegriff. –

Im letzten Teil der Überlegungen soll nochmals der *formallogische* Aspekt der diskutierten These behandelt werden. Die Rekonstruktionen wurden als Ausdruck der *formalsprachlichen* Intentionen hingestellt. Hier bedarf es wohl noch der Klärung des Zusammenhangs zwischen der formalen Logik und der Alltagssprache. Die frühen Sprachanalytiker sind ja der Versuchung erlegen, an die Stelle der Alltagssprache eine stark vereinfachende Formalsprache zu stellen, die dann zwar manch ein beschwerliches Problem aus der Welt schaffte, aber andererseits den kritischen philosophischen und vor allem linguistischen Ansprüchen nicht gerecht wurde. Es sollen daher noch die folgenden Fragen aufgeworfen werden:

Kann man von formaler Logik auch in der Alltagssprache sprechen, ohne letztere sogleich durch ein künstliches Produkt zu verdrängen? Was heißt überhaupt: Logik in der Alltagssprache? Und in welchem Sinn sind hier Rekonstruktionen möglich, die wieder eine philosophische Dimension in die Betrachtung einführen?

Der Begriff der Logik ist in der Geschichte der Philosophie mehrdeutig. Wir beschränken uns daher hier auf eine bestimmte Bedeutung, die zugleich eine der häufigsten Deutungen des Begriffs der formalen Logik darstellt: Logik soll als Lehre korrekter Folgerungen verstanden werden. Mit der Frage, unter welchen Bedingungen Folgerungen korrekt sind, hängt eng das Problem zusammen, wie sprachliche Elemente strukturiert sind.

Nun kann man sich freilich auf den Standpunkt stellen, daß jede Sprache ein solch differenziertes, auf die jeweilige Situation abgestimmtes Instrument ist, daß alle allgemeinen formalen Aussagen unwesentlich und schief sind. Dann bleiben allerdings zahlreiche offenkundige Tatsachen unberücksichtigt: Man denke an die Frage Chomskys, wie es möglich ist, daß Kinder relativ schnell über das so vielseitig verwendbare Instrument der Sprache verfügen können; ferner bleibt es unverständlich, wieso man sich in verschiedenartigen und noch nie erlebten Situationen sprachlich verständigen kann, sei es innerhalb der Muttersprache, sei es durch Übersetzung in die Fremdsprache.

All diese Befunde weisen darauf hin, daß wir es in der Alltagssprache zwar mit einem sehr komplizierten, aber doch mit einem strukturierten und von allgemeinen Regeln beherrschten Ganzen zu tun haben.

Beginnen wir mit dem Begriff des Schlusses. Unter einem korrekten Schluß versteht man in der Logik bekanntlich einen spezifischen Zusammenhang zwischen Prämissen und Konklusion. Dieser ist dann gegeben, wenn jede *wahre* Interpretation der Prämissen auch die Konklusion *wahr* interpretiert. Wir müssen uns also mit der Wahrheit von Sätzen der Alltagssprache befassen, aus denen geschlossen werden soll. Durch Freges und Husserls Untersuchungen⁵¹ ist klar, daß der hier verwendete Wahrheitsbegriff kein psychologi-

⁵¹ Vgl. z. B. die Fregesche Kritik an Husserls „Philosophie der Arithmetik“. Rezension in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 103 (1894). Husserl wendet sich seit den

sches Fürwahrhalten meint. Da jedoch im Zeitalter der Sprechakttheoretiker die platonistischen und letztlich sprachfremden Begründungen Freges und Husserls starken Einwendungen ausgesetzt sind, müssen hier neue Überlegungen angestellt werden.

Seit Austins Analyse performativer Elemente⁵² scheint jede Definition des formalen Schlusses ins Wanken geraten zu sein. Unter performativen Ausdrücken versteht man bekanntlich solche, die weder wahr noch falsch sein können, weil in ihnen eine sprachliche Handlung vollzogen wird, die nicht zugleich deskriptiv ist. Wenn beispielsweise A dem B sein Kommen verspricht, so ist der Satz: „Ich verspreche dir zu kommen“ weder wahr noch falsch, weil er keine Beschreibung der Relation zwischen sprechender Person und der Intention des Sprechers ist. (Das glaubten beispielsweise die Neopositivisten, welche die Durchgängigkeit des wahrheitsfunktionalen Standpunkts postulierten⁵³). Der Satz ist vielmehr ein Akt, in dem ein Anspruch bzw. eine Verbindlichkeit zwischen A und B hergestellt werden.

Zur Kritik an klassischen Vorstellungen wird die Sprechakttheorie dann, wenn sie auch die Behauptungen über Sachverhalte in ihre Deutung einbezieht. Sie sieht dann auch in einfachen Aussagen wie in „Der Baum vor dem Hause blüht“ einen analogen Vorgang: es handelt sich nicht nur um eine Beschreibung eines Sachverhaltes, der an sich besteht und im Satz beschrieben wird, sondern um einen dialogischen Akt zwischen dem Sprecher A und dem Hörer B, der für B einen Anspruch auf Nachweis der Wahrheit schafft, und für A eine Verbindlichkeit impliziert, diese Wahrheit zu beweisen.

Was soll es nun in der Schlußdefinition heißen, daß in *allen* Fällen, da die Prämissen wahr sind, auch die Konklusion wahr ist? Für Leibniz war eine Antwort einfach, da er von jeder denkbaren Welt sprechen konnte, also gewissermaßen Deskriptionen an sich, unabhängig vom konkreten Sprechakt, einbezog. Wie soll diese Verallgemeinerung aber sprechakttheoretisch verwirklicht werden? Wer eine logische Folgerung zieht, kann sich ja nicht damit zufrieden geben, in einem Einzelfall die Wahrheit nachgewiesen zu haben. Es scheint, daß die Logik ad absurdum geführt wird und alles Denken auf ein Fürwahrhalten zwischen speziellen Sprachpartnern hinausläuft. Anstelle des metaphysischen Psychologismus des 19. Jahrhunderts träte ein linguistischer Psychologismus engstirnigster Art.

Es ist nun das Verdienst P. Lorenzens, durch seine dialogische Interpretation der Logik aus dieser Schwierigkeit herausgeführt zu haben⁵⁴. Die meisten Begründungsversuche der Logik vor Lorenzen hatten schwerwiegende Mängel. Besonders auffällig wurden die Unzulänglichkeiten, wenn man rein axiomatisch vorging oder wenn man in der Semantik dogmatisch ein universelles

„Logischen Untersuchungen“ in allen möglichen Variationen immer wieder gegen den Psychologismus. Man kann die Husserlsche Phänomenologie geradezu als Philosophie der Psychologismuskritik interpretieren.

⁵² How to do things with words (Cambridge, Mass. 1962).

⁵³ Vgl. die kritischen Bemerkungen Wittgensteins im Traktat 5.541 und 5.542.

⁵⁴ Vgl. z. B. Lorenzen in: Methodisches Denken, 77 ff.

Zweiwertigkeitsprinzip für Aussagen voraussetzte. Hier wurde eigentlich keine philosophische Begründung geleistet, sondern nur die Systematik sichtbar gemacht.

Anders bei der ontologischen Interpretation der logischen Gesetze. Vertreter der ontologischen Auffassung glaubten, logische Gesetze seien deshalb gültig, weil unsere Welt nach eben diesen Gesetzen strukturiert sei⁵⁵. Die Gesetze gäben also ontologische Strukturzusammenhänge wieder. Dieser naive Platonismus ist aber eine Selbsttäuschung. Die logischen Gesetze gelten nicht, weil sie sprachfreie Weltstrukturen widerspiegeln, sondern – und hier setzt die konventionalistische Interpretation ein – sie gelten angeblich, weil wir uns im Sprachspiel der formalen Logik entschlossen haben, deren Gültigkeit in unserem Aussagensystem anzuerkennen. Und weil wir nun in der formalen Logik ein spezielles Sprachspiel spielen, ist dessen Struktur letztlich willkürlich⁵⁶. Je nachdem, welche Operation wir einführen, erhalten wir verschiedene Systeme. Diese Deutung erklärt aber nicht, wieso in allen entwickelten Systemen gewisse elementare formallogische Zusammenhänge immer wieder gleichartig beschrieben werden müssen. Beispielsweise wird in allen Systemen aller Sprachgemeinschaften das Prinzip vom ausgeschlossenen Widerspruch anerkannt.

Weit befriedigender ist – wie gesagt – die Lorenzensche dialogische Interpretation der Logik. Lorenzen geht von einem Elementarsatzschema aus, das nur mit Eigennamen und Prädikatoren arbeitet. Dieser Ansatz wurde nicht nur von Linguisten⁵⁷, sondern auch von Logikern⁵⁸ kritisiert. Denn das Subjekt-Prädikat-Schema ist keinesfalls so universell wie es uns Angehörigen der indogermanischen Sprachfamilie erscheint. Nach Whorf fehlt das Schema z. B. im Nootka⁵⁹. Nach P. Hartmann lassen sich die ostasiatischen Sprachen geradezu durch die Subjektlosigkeit ihrer Satzformen charakterisieren⁶⁰. Aber man muß hier wieder klar sehen, daß es sich bei Lorenzens Ansatz um eine *Rekonstruktion* der logischen Prädikation handelt, die in irgendeiner sprachlichen Form in jedem umgangssprachlichen Aussagesatz enthalten ist, gleichgültig um welche Sprache es sich handelt. Wenn z. B. im Japanischen statt „Fritz sieht das Haus“ die Form „Das Haus-Sehen von Fritz“ steht, so ist gerade wegen dieser Übersetzungsmöglichkeit für beide Sätze die logische

⁵⁵ So etwa Wittgenstein im Traktat (2.18 ... „die logische Form, das ist, die Form der Wirklichkeit“) oder Frege in seinen Analysen einzelner logischer Grundbegriffe (vgl. die Kritik von W. Cramer, Über die Grundlagen von G. Freges Begriff vom Logischen, in: Hermeneutik und Dialektik, Bd. II).

⁵⁶ Vgl. dazu beispielsweise Wittgensteins Spätphilosophie. Eine ausführliche Analyse der „Unerbittlichkeit der Mathematik und Logik“ findet man in Wuchterl, Struktur und Sprachspiel bei Wittgenstein (1969) 179 f.

⁵⁷ So J. A. Fodor und J. J. Katz, Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft, in: Grewendorf/Meggel 103 ff.

⁵⁸ Vgl. dazu beispielsweise „Eine dialogische Begründung logischer Gesetze“ von H. Wessel in: Quantoren, Modalitäten, Paradoxien (1972).

⁵⁹ Sprache, Denken, Wirklichkeit (1973) 35, 42 f.

⁶⁰ Einige Grundzüge des japanischen Satzbaues (1952) 96.

Form der Prädikation verwendbar. Lorenzen übernimmt ja nicht kritiklos die Grundkategorien der indogermanischen Sprachfamilie, sondern versucht die Grundform der Aussageidee formal zu fassen. Daß die Kategorien der traditionellen Grammatik nicht ausreichen, die Struktur des Elementarsatzes zu definieren, ist allgemein anerkannt. Zu wenig beachtet wird allerdings daß auch die generativen und transformationellen Grammatiken zahlreiche Kategorien der traditionellen Grammatik übernehmen und so in ihren Grundbegriffen sehr vage bleiben⁶¹. Kutschera hat daher in Abwandlung des Prädikationsgedankens von Lorenzen versucht, allein mit den beiden logischen Grundkategorien des Namens und des Satzes alle grammatischen Kategorien zu definieren. Er versteht seine logische Grammatik ausdrücklich als „Modell zur systematischen Rekonstruktion und Approximation der Bedeutungsstrukturen in den natürlichen Sprachen“⁶².

Die weiteren Überlegungen gehen also von der Möglichkeit einer rekonstruierten prädikativen logischen Grundform des Elementarsatzes aus. Wie diese Prädikation ihren sprachlichen Ausdruck erhält und ob gewisse Formen in verschiedenen Sprachen weit verbreitet sind, daß ist ein Problem, das die Linguisten angeht.

Die eigentliche logische Aufgabe betrifft die Zusammensetzung und Verbindung solcher Aussagen zu weiteren Aussagen bzw. zu Schlußfiguren. Wie schon der Name sagt, geschieht der Aufbau der Logik innerhalb der Grundform der sprachlichen Kommunikation, nämlich des Dialogs.

Lorenzen gibt Dialogregeln an, welche das logische Gespräch zwischen den Proponenten und Opponenten regelt. Die sich daraus ergebende Theorie muß nun als Rekonstruktion des im Alltag und in der Wissenschaft schon immer vollzogenen logischen Handelns verstanden werden. Logische Gesetze und damit auch korrekte logische Schlüsse erscheinen als Dialogstrategien, die in jedem wie auch immer geführten Dialog zum Gewinnen des Dialogs führen.

Man kann zwar auch hier den Einwand erheben, daß die Dialogregeln von Lorenzen in gewissem Sinne willkürlich sind. Beispielsweise braucht man nur das Tertium non datur als zulässige Dialogaussage hypothetisch zu setzen; dann läßt sich die gesamte klassische Logik dialogisch rechtfertigen. (Lorenzen spricht von der fiktiven Logik im Gegensatz zur effektiven.) Aber das Entscheidende ist eben, daß das Tertium non datur selbst nicht dialogisch gerechtfertigt werden kann. Und sofern man unendliche Mannigfaltigkeiten zuläßt, wird es prinzipiell keinem Menschen gelingen, einen Dialog anzugeben, in dem das Tertium non datur doch dialogisch gerechtfertigt ist. Insofern ist der Dialog ohne Tertium non datur eine *Rekonstruktion* dessen, was wir Menschen formal immer schon denken, wenn wir auch unendliche Bereiche einbeziehen – und das ist der Normalfall.

Damit haben wir zugleich die Einwände gegen die formale Logik widerlegt, welche durch die Thesen der Sprechakttheoretiker auftraten. Auch innerhalb

⁶¹ Auf diese Tatsache geht z. B. v. Kutschera ein, in: Sprachphilosophie (1971) 99/100.

⁶² A. a. O. 88.

dialogischer Formen gibt es Regulative, die nicht durch willkürliches Fürwahrhalten oder In-Frage-Stellen außer Kraft gesetzt werden können. Es bedarf keines Rekurses auf die unendliche Vielzahl der denkbaren Welten. Unsere Kommunikation verläuft in festen Formen, die – eben weil sie durch dialogische Realisierung immer wieder in Erscheinung treten – phänomenologisch interpretiert werden können. Zwischen dem Platonismus auf der einen Seite und dem relativierenden Psychologismus auf der anderen Seite steht vermittelnd die operative Phänomenologie der Rekonstruktionen.

Was hier für die formale Logik im Allgemeinen aufgewiesen wurde, läßt sich auch speziell für logische Zusammenhänge in einer bestimmten Umgangssprache zeigen. Die gesamte Präsuppositionslehre kann zum Nachweis der Gültigkeit formallogischer Zusammenhänge bei bestimmten Wortverwendungen herangezogen werden⁶³. Unsere Umgangssprache funktioniert nur deshalb, weil alle Sprechakte in einem logischen Rahmen eingeordnet sind, der als Bedingung für gelingende sprachliche Kommunikation mitgedacht werden muß. Die neueren Entwicklungen in der Linguistik betonen immer mehr diesen engen Zusammenhang zwischen einer zwar erweiterten formalen Logik und umgangssprachlicher Semantik. Die generative Grammatik wird nicht allein als Regelsystem zur Erzeugung isolierter Sätze einer bestimmten Sprache aufgefaßt. Chomskys Theorie war ja nichts anderes als eine Art Instrumentarium zur Realisierung eines grammatischen Verifikationsprinzips: Die Regeln entschieden, welche Gebilde grammatisch sinnvolle Sätze sind und welche grammatisch sinnlos sind. Dabei wurden die logische Struktur des Satzes, ferner die Verwendungen und die Kontexte des Satzes gänzlich außer Acht gelassen. Dagegen wird z. B. in der Theorie von Lakoff⁶⁴ neben der Oberflächenstruktur eine logische Struktur und eine ganze Kontextklasse generiert. Es setzt sich die Einsicht durch, daß sich logische Formen in einem durch Modaloperatoren erweiterten Sinne und grammatische Formen auf irgendeine Weise entsprechen müssen. Die Regeln, die grammatisch sinnvolle Sätze generieren, sind identisch mit den Regeln, welche die Oberflächenstruktur mit den logischen Strukturen in diesem Sinne in Beziehung setzen. Doch dieser Nachweis im Einzelnen ist Aufgabe der Linguisten und der Logiker, nicht der analytischen Philosophen.

Für die analytische Philosophie reicht es aus zu wissen, daß sich solche allgemeinen Strukturen in der Sprache zeigen und es deshalb ein sinnvolles Unterfangen ist, philosophische Fragen bezüglich deren sprachlicher Manifestationen aufzuwerfen. Andererseits war es gerade der Sinn dieser Ausführungen, zu verdeutlichen, daß der faktische Sprachgebrauch im Alltag oder den Wissenschaften nicht das letzte Fundament sein kann, das alles erklärt. Es bedarf weiterer Rechtfertigungsgründe, wenn sich Philosophie nicht in wissenschaftliche Methodenlehre oder in Linguistik auflösen will. Das Selbstverständnis der Philosophie besteht seit jeher darin, nach *Gründen* zu suchen und so die bloßen Fakten zu transzendieren.

⁶³ Vgl. Lakoff, *Linguistik und natürliche Logik* (1971) 38 f.

⁶⁴ A. a. O. S. XIII f.